

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hartmann, Martin
Die Praxis des Vertrauens

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1994
978-3-518-29594-6

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1994

Vertrauen ist als Thema allgegenwärtig. Ob von Politikverdrossenheit, Bankenkrise oder Missbrauchsskandalen die Rede ist – stets wird vorausgesetzt, dass Vertrauen eine zentrale Ressource sozialen Handelns ist, die nur schwer hergestellt, aber schnell zerstört werden kann. Aber was ist Vertrauen? Wie wird es geschaffen, wie zerstört? Wem sollten wir vertrauen, wem eher mit Misstrauen begegnen? Martin Hartmann unternimmt in dieser tiefgründigen Studie den Versuch, Vertrauen sowohl begrifflich als auch historisch zu klären. Er veranschaulicht seine theoretischen Überlegungen immer wieder mit konkreten Beispielen aus Politik, Wirtschaft und Familie. Vertrauen, so zeigt er, reduziert nicht Komplexität, wie oft vermutet, es ist selbst ein hochkomplexes Phänomen, das deutlich macht, wie zerbrechlich und anspruchsvoll Prozesse der Vertrauensbildung sind.

Martin Hartmann ist Professor für Philosophie am Philosophischen Seminar der Universität Luzern. Im Suhrkamp Verlag hat er herausgegeben: *Sozialphilosophie und Kritik* (stw 1960, hg. zusammen mit Rainer Forst, Rahel Jaeggi und Martin Saar).

Martin Hartmann
Die Praxis des Vertrauens

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1994

Erste Auflage 2011

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29594-6

Inhalt

o. Einleitung	9
o.1 Die Komplexität des Vertrauens	9
o.2 Eine Geschichte	15
o.3 Der Begriff der Praxis (1)	22
o.4 Aufbau des Buches	29
 I. Was ist Vertrauen?	
1. Begriffsanalyse	39
1.1 Prototypentheorie	43
2. Praktisches und kommunikatives Vertrauen	55
2.1 Eine Arbeitsdefinition	56
2.2 Vertrauen und Misstrauen: Konträr, nicht kontradiktorisch	57
3. Varianten des Grundvertrauens	63
3.1 Urvertrauen	63
3.2 Primitives Vertrauen	66
3.3 Weltvertrauen	68
4. Unter eine Beschreibung bringen	71
4.1 Elemente der Beschreibung (1): Relationalität	82
4.2 Elemente der Beschreibung (2): Optionen und Handlungen	85
4.3 Elemente der Beschreibung (3): Akzeptierte Verletzbarkeit	99
5. Noch einmal Grundvertrauen: Kritik und Reformulierung der Modelle	107
5.1 Urmisstrauen: Vernachlässigung, Terror und Gewalt	115
5.2 Das Zeugnis des anderen: Zur Frage des kommunikativen Vertrauens	119
6. Zum Begriff der Einstellung: Charakter, Proposition, Proeinstellung	138
6.1 Ist Vertrauen eine Einstellung?	144
6.2 Eine Einstellung zur Seele	146
6.3 Warum Vertrauen keine Emotion ist	151

7. Der Wille des anderen	172
7.1 Sich-Verlassen-auf: Eine Abgrenzung	174
7.2 Wohlwollen oder Rücksichtnahme: Zur Struktur der intersubjektiven Erwartung	177
8. Die spezifische Normativität des Vertrauens	183
8.1 Der Aspekt des Intrinsischen	186
8.2 Intrinsität und Stabilität	191
8.3 Die (funktionalistische) Illusion der Substituierbarkeit ..	199
8.4 Sollen, nicht Müssen	208
8.5 Moral und Vertrauen	211
8.6 Die Entmoralisierung des Vertrauens	226
8.7 Zwang und Herrschaft: Grenzen des Vertrauens	240
8.8 Ist Vertrauen immer gut?	252
9. Die Rationalität des Vertrauens	257
9.1 Taxifahrer in New York und Belfast	262
9.2 Doxastische Verantwortung und zweite Natur	268
10. Der Gegenstandsbereich des Vertrauens	274
10.1 Selbstvertrauen oder Vertrauen zu sich selbst	275
10.2 Technik und Institutionen	283
10.3 Tiere	287
11. Der Begriff der Praxis (2)	296
11.1 Was ist ein Vertrauensklima?	296
11.2 Intakte Praxis – gute Praxis	300
11.3 Am Beispiel des Versprechens	304
12. Ausblick auf den zweiten Teil	339

II. Praktiken des Vertrauens

13. Gottvertrauen	355
13.1 Beharren im Kontakt: Das Alte Testament	356
13.2 Vertrauen zum Mitmenschen bei Thomas von Aquin und Martin Luther	359
13.3 Glauben, Hoffen, Vertrauen	367
13.4 Rationales Gottvertrauen	372

14. Die römische <i>Fides</i> -Kultur	375
14.1 <i>Alicui fidem habere</i> : Die Doppelseitigkeit des <i>Fides</i> -Begriffs	376
14.2 <i>Fides</i> als <i>fundamentum iustitiae</i> (Cicero)	381
14.3 <i>Dextra data et accepta</i> : Symbolik der Treue	387
14.4 <i>Fides</i> und Moral	395
14.5 Zur Beurteilung der Praxis: Der Aspekt der Machtasymmetrie	399
15. Natürliches Misstrauen: Hobbes	406
15.1 Misstrauen als Leidenschaft	408
15.2 Ausgang aus dem Naturzustand	420
16. Bemerkungen zu Formen des dichten Vertrauens (Freundschaft)	430
17. Die Demokratisierung des Vertrauens: Locke	438
17.1 Natürliches Vertrauen	441
17.2 Freiheit und Verantwortung	446
17.3 Die strafende Hand Gottes	453
17.4 Säkulares politisches Vertrauen	460
18. Die Übereinstimmung der Empfindungen: Smith	467
18.1 Marktvertrauen	469
18.2 <i>Rational choice</i> : Pro und Contra	472
18.3 Die normative Fundierung des ökonomischen Handelns: Die unsichtbare Hand und das Eigeninteresse	475
18.4 Elemente einer ökonomischen Vertrauenspraxis: Über Kredit und Kreditverlust	488
18.5 <i>Sympathy</i>	495
19. Schluss	512
Literaturverzeichnis	518
Namenregister	535
Sachregister	537

Für Karen, Katharina und Charlotte

»If you trust people unnecessarily, it incurs an obligation on everybody. Suspending judgment's a lot easier.«
Richard Ford, *The Lay of the Land*

o. Einleitung

o.1 Die Komplexität des Vertrauens

Vertrauen ist ein Phänomen, das, so heißt es häufig, Komplexität reduzieren kann und Kooperation erleichtert oder überhaupt erst möglich macht. Wenn wir anderen vertrauen, müssen wir nicht nachdenken über ihre Motive, müssen nicht wachsam sein, können auf Umwege verzichten und gelangen so in die Lage, unsere Ziele und Wünsche mit ihrer Hilfe zu erreichen oder umzusetzen. Die Eleganz des Vertrauens besteht, dieser Deutung nach, vor allem darin, dass es Wege der Informationsbeschaffung oder der Kommunikation abkürzt. Als Vertrauende verzichten wir darauf, noch mehr über andere in Erfahrung zu bringen, wir verzichten auf eine Koordination unserer Handlungen durch hohen Kommunikationsaufwand und können uns im Regelfall trotzdem auf die Rationalität der vertrauensvollen Einstellung verlassen. Ist unser Vertrauen gerechtfertigt, bündelt es in sich gleichsam Informationen über andere, die wir ansonsten vielleicht gar nicht erhalten könnten oder doch nur mit viel Mühe. Genauso reduziert Vertrauen Komplexität, genauso ermöglicht uns Vertrauen Kooperation, wo wir sonst nicht kooperieren könnten, genauso verdient es den Titel der Rationalität.¹

In diesem Buch möchte ich den Versuch unternehmen, dieser verbreiteten Deutung eine andere entgegenzusetzen, in deren Mittelpunkt die Komplexität steht, die dem Vertrauen immer schon eigen ist. Die, die von der komplexitätsreduzierenden Kraft des Vertrauens schwärmen, leugnen nicht, dass ein Handeln, das auf der Basis reduzierter Komplexität vollzogen wird, neue Komplexi-

1 Besonders maßgeblich für diese Deutung ist Niklas Luhmanns frühe Schrift *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart 42000.

täten nach sich zieht, aber es ist nicht diese sekundäre Komplexität, die mich im Rahmen dieses Buches interessieren wird. Mir geht es schlicht um die Komplexität des Vertrauens selbst, die nicht darauf beruht, dass eine neue Komplexität freigesetzt wird, weil zuvor andere Komplexitäten reduziert werden konnten.

Dass Vertrauen ein komplexes Phänomen ist, ist zunächst natürlich keine sonderlich aufregende Annahme. Aber sie könnte, wird sie erst einmal detailliert erläutert, dazu führen, im Vertrauen ein selteneres Phänomen zu sehen, als häufig unterstellt wird. Dieser Befund, wenn er denn stimmig ist, widerspräche in gewisser Weise dem großen Interesse, das gegenwärtig dem Phänomen des Vertrauens entgegengebracht wird. Häufig geht dieses Interesse nämlich mit der Behauptung einher, Vertrauen sei in allen sozialen Handlungsfeldern präsent und müsse deswegen viel stärker thematisiert werden als bislang üblich. Folglich gibt es mittlerweile neben zahlreichen philosophisch-begrifflichen Studien zum Vertrauen Untersuchungen zum Vertrauen in der Politik, zum Vertrauen in ökonomischen und in intim-familiären Zusammenhängen, es gibt historische Vertrauensforschung und eine psychologische Erforschung des Vertrauens. Neu hinzugekommen zu diesem thematischen Spektrum ist unlängst eine stärker naturwissenschaftlich orientierte Vertrauensforschung, die sich vornehmlich im Feld der so genannten Neuroökonomik aufhält. Nicht die Breite dieser Beschäftigung mit dem Thema des Vertrauens ist problematisch – im Gegenteil, sie ist nur zu begrüßen –, sondern die weit verbreitete Tendenz, Vertrauen in den verschiedenen sozialen Handlungsfeldern immer dann ins Spiel zu bringen, wenn man mit dem Faktor Rationalität nicht mehr weiterkommt, der damit untergründig sein explanatorisches Primat behält. Wenn es etwa heißt, Vertrauen verkürze die Wege der Informationsbeschaffung, weil es uns entweder die Mühen der Informationsbeschaffung insgesamt erspart oder aber an sich schon alle nötigen Informationen enthält, die wir brauchen, um mit anderen zu interagieren, dann übernimmt das Vertrauen Leistungen, die eigentlich einer stärker reflexiv verfahrenenden Rationalität zukommen, und wird in seiner Leistung explizit oder implizit an dieser Rationalität gemessen. Genau damit aber, so die These, wird das, was man die eigenständige Rationalität des Vertrauens nennen kann, verfehlt. Vertrauen ist kein arationales Phänomen, es gibt *Gründe* des Vertrauens und *Gründe* des Misstrauens.

So jedenfalls werde ich in diesem Buch reden. Aber die Gründe, die unser Vertrauen leiten, unterscheiden sich oft von den Gründen, die wir anführen, wenn wir etwa irgendeine unserer Überzeugungen rechtfertigen wollen. Wenn wir also tatsächlich sagen wollen, dass Vertrauen unsere stärker kognitiven Einstellungen wie eine Residualkategorie oder eine Ausfallbürgschaft ersetzt, wenn wir mit diesen Einstellungen nicht weiterkommen, dann sollte klar sein, dass die Gründe, die wir für unser Vertrauen haben, nicht einfach von der gleichen Art sind wie unsere sonstigen Gründe.

Es gibt eine andere Variante, die dem Vertrauen eigene Komplexität zu leugnen, nämlich Versuche, Einstellungen des Vertrauens zu naturalisieren. So wird gelegentlich angenommen, Vertrauenswürdigkeit lasse sich vor allem an unwillkürlichen und sichtbaren affektiven Regungen des Gegenübers »erkennen«, mit anderen Worten: Einer Person, die uns anlächelt, vertrauen wir eher als einer Person, die einen ernsten oder nicht weiter identifizierbaren Ausdruck aufweist. Die Pointe dieser Theorien über den kooperationsfördernden Einfluss nonverbalen expressiven Verhaltens liegt auf der Hand: Das Vertrauen zu anderen kann als eine automatisierte Reaktionsform begriffen werden, die auf mehr oder weniger verlässliche Weise spezifische körperliche Merkmale des anderen registriert und reflexionsentlastet unter Kooperationsgesichtspunkten »interpretiert«.² Erneut wird Vertrauen damit in seiner komplexitätsreduzierenden Kraft thematisch. Körpersprache, so die Idee, lässt sich weniger leicht manipulieren als etwa geäußerte Absichten, und genau deswegen ist sie eine hilfreiche Basis für weitgehend automatisierte Prozesse der Vertrauensgenese. Mit dem Konzept der zweiten Natur versuche ich demgegenüber deutlich zu machen, dass selbst eingespielte und damit scheinbar ganz natürliche Praktiken Ergebnis oftmals langwieriger kultureller Bearbeitung sind und damit, wenn man so reden will, Komplexität in sich aufgehoben haben. Wenn Vertrauen also tatsächlich Komplexität reduziert, dann nicht in unvermittelter Weise, sondern stets nur als fragiles Ergebnis soziokultureller Interaktionsprozesse, die zu einer Praxis geronnen sind, an der sich zu orientieren unter gegebenen Bedingungen rational sein kann.

2 R. Thomas Boone, Ross Buck, »Emotional Expressivity and Trustworthiness: The Role of Nonverbal Behavior in the Evolution of Cooperation«, in: *Journal of Nonverbal Behavior* 27:3 (2003), S. 163-182 (hier S. 176).

Mit der Rede von der Komplexität des Vertrauens ist also unter anderem gemeint, dass Einstellungen des Vertrauens ihre eigenen Gründe und Gegengründe generieren, die folglich zunächst einmal unabhängig von anderen Gründen für sonstige Einstellungen von uns beurteilt werden müssen. In ähnlicher Weise lässt sich von einer spezifischen *Normativität* des Vertrauens reden. Man hat versucht, Einstellungen des Vertrauens zu »moralisieren«, indem man Vertrauenswürdigkeit zu einer Pflicht gemacht hat, der ein prinzipieller Charakter zugeschrieben werden kann. Vertrauen oder, genauer, die Pflicht, entgegengebrachtes Vertrauen nicht zu enttäuschen, wird damit gleichsam in den Kernbereich einer universalistischen Moral hineingezogen, in dem bestimmte Prinzipien und Regeln Verhaltensweisen vorschreiben.³ Sowenig wie wir, dieser Vorstellung von Moral nach, lügen oder morden dürfen, so wenig dürfen wir uns entgegengebrachtes Vertrauen enttäuschen oder hintergehen. Unabhängig von der Frage, ob eine solche Moralkonzeption an sich plausibel ist, verfehlt sie, das ist eine weitere These dieses Buches, die spezifische Normativität des Vertrauens. Erneut gilt: Wie Vertrauen kein arationales Phänomen ist, so ist es auch kein Phänomen ohne Normativität (eine Annahme, die durchaus vertreten wird); wenn wir anderen vertrauen, entstehen Erwartungen, die als normativ gekennzeichnet werden können (»er sollte mein Vertrauen nicht enttäuschen ...«), aber es ist keinesfalls selbstverständlich, das so ins Spiel kommende Sollen bestehenden Modellen des moralischen Sollens einzugliedern. Auch auf diese Weise gewinnt das Phänomen Vertrauen eine Komplexität, die es nicht hätte, wenn es möglich wäre, Modelle des moralischen Sollens einfach ungebrochen auf Einstellungen des Vertrauens und der Vertrauenswürdigkeit zu applizieren.

Es sei eine letzte Hinsicht genannt, in der es sinnvoll ist, dem Phänomen des Vertrauens eine eigene Komplexität zuzusprechen. Vertrauen wird häufig als »weiche« Variable sozialen Handelns bezeichnet. Zu den »härteren« Variablen gehören dagegen Faktoren wie Macht oder Einfluss, aber auch eine kalkulierende Rationalität kann und wird in diesem Sinne als »hart« bezeichnet. Mit anderen Worten: Wenn wir vertrauensvoll mit anderen interagie-

3 So unlängst Adrian Piper in ihrer Online-Publikation *Rationality and the Structure of the Self*, 2008, Kap. 13, S. 29 f., (<http://adrianpiper.com/rss/index.shtml>), letzter Zugriff 10.05.2011.

ren, müssen wir nicht unsere Macht oder unseren Einfluss einsetzen, um Folgebereitschaft hervorzurufen. Und wir müssen auch nicht unsere Überzeugungen über den anderen zur Grundlage einer kalkulierenden Abwägung machen, die uns dann Auskunft darüber gibt, ob es sich, gemessen an möglichen Verletzungen oder Enttäuschungen, »lohnt« oder »rechnet«, Vertrauen zu geben. Vertrauen, so die Annahme, arbeitet nicht mit Angst oder Furcht, es rechnet nicht, es schüchtert nicht ein und überredet nicht hinterrücks, schon gar nicht lässt es sich mit Zwang oder Gewalt herbeiführen. Manche Autoren gehen so weit, Vertrauen als ein durch und durch egalitäres Phänomen zu betrachten: »An Hierarchien zu glauben«, so etwa Eric Uslaner, »verträgt sich nicht mit [...] Vertrauen«.⁴

Natürlich gibt es soziale, politische und auch ökonomische Bedingungen, unter denen vertrauensvolle Einstellungen besonders gut gedeihen, und es gibt Bedingungen, unter denen sich solche Einstellungen kaum entfalten können. Es gibt auch mögliche Erklärungen, auf die ich noch eingehen werde, für die Annahme, es handle sich beim Vertrauen um ein »weiches« Phänomen oder eine »weiche« Variable sozialen Handelns. Gleichwohl werde ich nicht davon ausgehen, dass sich Vertrauen nur in machtfreien Räumen und unter egalitären sozialen Rahmenbedingungen entwickeln kann. Man denke nur an eine der paradigmatischen sozialen Konstellationen, die gerne angeführt wird, um das Phänomen des Vertrauens zu erläutern, nämlich die Eltern-Kind-Beziehung. Selbst wenn es dieser Beziehungsform in langfristiger Perspektive darum geht, eine weitgehende Gleichheit zwischen den Erwachsenen und den Heranwachsenden zu etablieren, ist sie an vielen Punkten von Asymmetrien gekennzeichnet, die häufig gerade die Voraussetzung für Vertrauen bilden. Ähnliches ließe sich vom Vertrauen in politischen Zusammenhängen sagen. Wir können einem anderen Macht übertragen und müssen trotzdem nicht davon ausgehen, dass wir ihm oder ihr anschließend nicht mehr vertrauen können. Vertrauen, nur das soll hier angedeutet werden, kann durchaus im Rahmen asymmetrischer Machtbeziehungen thematisch werden oder eröffnet selbst Spielräume des Handelns, die dem einen Macht über den anderen gewähren. In diesem Sinne ist Vertrauen nicht zwangsläuf-

4 Eric Uslaner, *The Moral Foundations of Trust*, Cambridge 2002, S. 3 (alle Übersetzungen bislang nicht übersetzter Texte sind von M.H.).

fig »weich« – ein Eindruck, der noch verstärkt wird, wenn an die Verletzungen gedacht wird, die wir uns zuziehen, weil wir vertraut haben und *nur* weil wir vertraut haben.

Wer das Vertrauen in seiner ganzen Komplexität erfassen will, muss folglich auch seine potenziell raueren Seiten und härteren Kanten berücksichtigen. Einstellungen des Vertrauens existieren nicht unabhängig von *Beziehungen*, in die sie eingelassen sind, die sie tragen oder ermöglichen, in denen es aber nie ausschließlich um Vertrauen geht. Es gibt, anders gesagt, keine »reinen« Vertrauensbeziehungen, wenn damit eine Form der Beziehung gemeint ist, in der es einzig um das Vertrauen geht, in der also das Vertrauen den Zweck der Beziehung definiert. Vertrauen existiert in Freundschaften, in Liebesbeziehungen, unter Kollegen und auf Märkten, es kann politische Zusammenhänge bestimmen und spielt nach Meinung vieler auch in stärker professionalisierten Beziehungsmustern (etwa im Arzt-Patient-Verhältnis) eine wichtige Rolle. Damit ist die Einstellung des Vertrauens aber immer umgeben von weiteren Einstellungen und Dispositionen, sie findet sich wieder in Beziehungskontexten, in denen es auch um anderes geht als um Vertrauen, etwa um Macht und Einfluss, um Ansehen und Anerkennung, um Expertise oder Mitbestimmung. Das Vertrauen wird nicht unbeeinflusst bleiben von diesen Faktoren, es behält nicht einfach seine Unschuld, als wäre es gleichgültig, wer in welchen Kontexten wem wie vertraut. Nicht ohne Grund gibt es Arbeiten über das Vertrauen in mafiösen Zirkeln.⁵

Ich habe nun drei Felder genannt, in denen das Vertrauensphänomen einen komplexeren Charakter hat, als häufig angenommen wird. Sowohl mit Blick auf die Rationalität und die Normativität als auch mit Blick auf die soziale Einbettung der Vertrauenseinstellung gilt es zu zeigen, was damit jeweils gemeint ist. Um die weiteren Überlegungen, die dabei eine Rolle spielen werden, in ersten Ansätzen vorzustellen, sei zunächst eine kleine Geschichte erzählt, die ich einem Kinderbuch entnehme. Sie ist deswegen aufschlussreich, weil ihr Ausgangspunkt bei aller überschießenden Fantasie eine recht übersichtliche soziale Konstellation ist – nämlich das Verhältnis der Mutter zu ihrem Kind –, an vielen Punkten aber deutlich wird, wie vielfältig die Momente sind, die ins Spiel

5 Diego Gambetta, *The Sicilian Mafia. The Business of Private Protection*, Cambridge (Mass.) 1993.

kommen, wenn diese Konstellation sinnvoll als eine des Vertrauens beschrieben werden soll.

0.2 Eine Geschichte

Ein Junge von sechs oder sieben Jahren darf zum ersten Mal allein über die Straße in ein Geschäft gehen, um Kleinigkeiten einzukaufen.⁶ Bevor er wirklich gehen darf, gibt seine Mutter ihm einige Anweisungen: Gehe direkt zum Laden, bleib nicht stehen, sprich mit niemandem, schau nach rechts und links, bevor du über die Straße gehst, nimm nicht die Abkürzung durch den Garten des Nachbarn, steck die Hände nicht in die Hosentaschen etc. »Vertrau mir, Mama«, antwortet der Junge, »ich bin doch schon groß.« Dann endlich darf er gehen. Kaum hat er ein paar Schritte zurückgelegt, fällt ihn auch schon das erste Monster an, groß und furchterregend: »Vor Monstern hatte Mama ihn nicht gewarnt«, heißt es lapidar. Zum Glück bleibt der Junge ruhig und vertreibt das Monster durch lautes Fauchen. Doch weitere Spukgestalten tauchen auf dem Weg auf, zunächst ein Geist (»Vor Geistern hatte Mama ihn nicht gewarnt«), dann eine Hexe (»Vor Hexen hatte Mama ihn nicht gewarnt«). Der Junge übersteht auch diese Gefahren und kommt schließlich in dem Laden an, wo er sich kauft, was er kaufen darf, aber auch die scharfen Bonbons erwirbt, die er ausdrücklich nicht kaufen darf. Auf dem Rückweg – er nimmt nun doch die Abkürzung durch den Garten des Nachbarn – begegnen ihm weitere Schreckgestalten, ein Bär und zwei Außerirdische, aber auch diese Gefahren meistert der Junge überraschend souverän (und im Falle der Außerirdischen sogar mit Hilfe der »verbotenen« Bonbons). Zu Hause angekommen will die Mutter wissen, ob er alles wie gewünscht ausgeführt hat: »Ich habe meine Hände nicht in die Hosentaschen gesteckt«, antwortet er und die Mutter ist zufrieden: »Ich wusste ja, dass ich mich auf dich verlassen kann.« Darauf der Junge: »Ich habe dir doch gesagt, dass du mir vertrauen kannst, Mama. Ich bin doch schon groß.«

Wir Erwachsenen glauben nicht an Monster, Hexen, Geister oder Außerirdische, aber wenn wir uns für einen Augenblick auf

6 Angela McAllister, *Vertrau mir, Mama!*, Berlin 2006. Alle Zitate dieses Abschnitts stammen, soweit nicht anders nachgewiesen, aus diesem unpaginierten Band.

die kindliche Fantasie einlassen, ahnen wir, wofür diese fremden und bedrohlichen Wesen stehen. Und wir ahnen, was ohnehin nicht schwer zu ermitteln ist, was in diesem Fall beim Vertrauen auf dem Spiel steht: die Sicherheit und das Wohlbefinden eines Menschen, der uns wichtig ist. Die Geschichte geht gut aus, das Vertrauen wird belohnt, aber sie kann nicht ganz und gar beruhigen, denn sie spielt in mehr als aufdringlicher Weise mit der Allgegenwart unvorhersehbarer Gefahr. Natürlich kann die Mutter all die Gefahren, die auf dem Weg lauern, nicht vorhersehen, und hätte sie von ihnen gewusst, hätten wir sie vermutlich der Verantwortungslosigkeit geziehen. Dennoch ist es gerade das Vermögen ihres Kindes, mit diesen Gefahren umzugehen, das ihr Vertrauen im Nachhinein rechtfertigt. Mit anderen Worten: Die Gründe, die das Vertrauen rechtfertigen, entstehen erst, wenn es in gewisser Weise schon zu spät ist, und können nicht zur anfänglichen Grundlage des Vertrauens gemacht werden. Sie entstehen erst im Vertrauen, mehr noch, sie können erst entstehen, weil vertraut wird und damit ein Selbstbewusstsein wächst, das sich nicht zuletzt darin äußert, dass am Ende doch die Abkürzung gewählt wird, die verboten war. Denn auch das ist natürlich Teil des Vertrauens: Der andere, dem vertraut wird, gewinnt Spielräume, in denen er erst beweisen muss, dass das Vertrauen gerechtfertigt ist. Missbraucht der Junge diese Spielräume? Hat er das Vertrauen wirklich gerechtfertigt? Er hat nicht nur die Abkürzung genommen, die er nicht nehmen sollte, er hat auch die Bonbons gekauft, die er nicht kaufen sollte. Andererseits: Wer glaubt, er hätte das Vertrauen nur dann gerechtfertigt, wenn er »auftragsgemäß« gehandelt hätte, versteht nicht, was Vertrauen ist. Vertrauen ist nicht grundlos, wie manchmal behauptet wird – ein bestimmtes Alter wird abgewartet, eine überschaubare Situation wird ausgesucht, eine Zeitgrenze wird gesetzt, Anweisungen werden gegeben –, aber es beruht wesentlich darauf, dem, dem vertraut wird, die Kompetenz zuzumuten, mit dem Vertrauen verantwortungsvoll umzugehen. Wer auf dem Weg zum Einkaufen Monster und Außerirdische besiegt, hat den Test bestanden, auch wenn er die Reife, die auf dem Weg erworben wird, am Anfang des Wegs noch gar nicht hatte und selbst überrascht sein muss über die Vermessenheit des ursprünglichen »Vertrau mir, Mama!« Vertrauen ist nicht grundlos, aber die Gründe, auf denen es beruht, können es nicht erschöpfen, sie sind, wenn man so will, ungesättigt und

bedürfen erst einer Praxis, in der sie gleichsam vervollständigt oder gesättigt werden. Wenn der Junge am Schluss der Geschichte selbstbewusst entspannt in einem Gartenstuhl sitzt, einen Lolli lutscht und die Rechtfertigung des ihm geschenkten Vertrauens bestätigt, ist das nichts weiter als ein Zeichen kindlicher Unverschämtheit. Denn auch er wusste nicht, worauf er sich einlässt und was es heißt, sich dem Gesichtskreis der Mutter entziehen zu dürfen.

Die Geschichte enthält noch mehr Lehrreiches. Das Vertrauen, um das es darin geht, entfaltet sich im Rahmen einer Beziehung, in der die eine Seite – die Mutter – die andere Seite – ihren Jungen – in die temporäre Selbständigkeit entlässt und ihn als einen anerkennt, dem vertraut werden kann. Der fast schon unverschämte Stolz des Jungen ist der Stolz des Anerkannten, und es ist darauf angespielt worden, dass diese Anerkennung kreativ ist, dass sie dazu beitragen kann, die Gründe zu schaffen, die das Vertrauen erst rechtfertigen. Das heißt aber auch, dass sie sich als ungerechtfertigt erweisen kann, worin genau die Verletzbarkeit des Vertrauenden besteht, die nicht ohne Berechtigung als eine »akzeptierte« Verletzbarkeit bezeichnet worden ist. Wer vertraut, will nicht, dass sich das Vertrauen nicht bestätigt, aber er riskiert es und kann gar nicht anders als dieses Risiko in Kauf zu nehmen, wenn ihm die Selbständigkeit des anderen am Herzen liegt. Diese Selbständigkeit ist das, was durch das Vertrauen wirklich werden kann und worum es im Vertrauen in diesem Fall eigentlich geht. Das Vertrauen selbst besitzt eine anerkennende Dimension, aber diese Dimension kommt in einer Beziehung zum Tragen, in der es nicht nur um das Vertrauen geht. Vertrauen, so die Annahme, ist Bestandteil einer Praxis, in der es dazu beiträgt, andere Werte als den Wert, den das Vertrauen selbst darstellt, zu verwirklichen. Trotz seines intrinsischen Eigenwerts ist Vertrauen in diesem Sinne wesentlich instrumentell.⁷ Es

7 In der gegenwärtigen Sozialphilosophie ist der Begriff »Instrumentalität« eindeutig negativ konnotiert. Es gibt viele Gründe, diese einseitige Bewertung durch eine – pragmatistisch inspirierte – Umdeutung des Begriffs aufzuweichen, was in dieser Arbeit nicht geleistet werden kann. Siehe aber Martin Hartmann, *Die Kreativität der Gewohnheit. Grundzüge einer pragmatistischen Demokratietheorie*, Frankfurt/M., New York 2003. Hier ist mit »Instrumentalität« nur gemeint, dass uns Verhältnisse gegenseitigen Vertrauens in die Lage versetzen, andere Zwecke zu verfolgen als solche, die mit dem Vertrauen selbst verbunden sind. Auch wenn Vertrauen einen intrinsischen Wert hat, schließt das nicht aus, dass es keine Beziehungsform gibt, der es einzig und allein um Vertrauen selbst geht.

ist bezogen auf andere Werte (keinesfalls nur und immer Selbständigkeit), die im Vertrauen wirklich werden können. Um Vertrauen vollständig zu verstehen, ist es also nötig, eine Praxis zu beschreiben, in der Vertrauen eine Rolle spielt. Ohne die Kenntnis des Verhältnisses des Jungen zu seiner Mutter müsste das Verständnis des Vertrauens unvollständig bleiben. Den ersten Schritt in die prekäre Selbständigkeit geht der Junge von der Mutter weg, und das ist nicht unerheblich. Sie ist es, die einschätzen muss, ob dieser Schritt vollzogen werden kann, und sie ist es, die nach Vollzug des Ausflugs beurteilen muss, ob das geschenkte Vertrauen gerechtfertigt war (die unvermeidbare Naivität ihres »Ich wusste ja, dass ich mich auf dich verlassen kann« ist Teil des feinen Humors der Geschichte). Die Rationalität des Vertrauens, also seine Angemessenheit oder Unangemessenheit, bemisst sich an einer Praxis, die erst die Kriterien liefert, um das Vertrauen zu beurteilen. Wir müssen wissen, worum es beim jeweiligen Vertrauen geht, welche Werte in ihm auf dem Spiel stehen, um es jeweils einzuschätzen. Auch deswegen ist Vertrauen nicht einfach an sich wertvoll, obwohl der Begriff häufig von einer Aura des Guten umgeben ist. Der Wert des Vertrauens bemisst sich immer auch an dem Wert der Ziele und Zwecke, die im Vertrauen verwirklicht werden.

Hier kommt ein weiterer Punkt zur Geltung. In der Geschichte ist explizit vom Vertrauen die Rede. »Vertraue mir!« ist keine seltene Aufforderung, aber sie zeigt in der Regel eine Grenze des Vertrauens an, einen möglichen Anfang oder ein drohendes Ende. Die Aufforderung soll Überzeugungsarbeit leisten, soll ein Versprechen artikulieren, das nötig ist, weil eine selbstverständliche Vertrauenspraxis noch nicht etabliert wurde. Wird Vertrauen als Element einer Vertrauenspraxis selbstverständlich, kann es verschwiegen bleiben. Das aber, auch dies macht die Geschichte deutlich, ist eine Errungenschaft, die nicht einfach vorausgesetzt werden kann. Vertrauenspraktiken sind nicht immer schon da, und auch das, was in der Psychologie Welt- oder Urvertrauen genannt wird, entspringt, meiner Deutung nach, nicht einem ursprünglichen Vertrauensverhältnis, sondern einer vermittelten Unmittelbarkeit. Das Spontane, das reflexionsfrei Natürliche ist Ergebnis kultureller Vermittlung, wir müssen es schaffen und erhalten. Auch an diesem Punkt zeigt sich, dass Vertrauen nicht grundlos ist. Die Gründe, die wir haben, einander zu vertrauen, müssen nicht explizit sein

(und wenn sie explizit werden, können sie ein Verhältnis transformieren), aber sie können eine Vertrauenspraxis implizit tragen, und in dieser Form sind sie das, was eine solche Praxis wertvoll und angenehm macht. Ist eine Vertrauenspraxis intakt, kann sie den daran beteiligten Subjekten die Suche nach Gründen, die für das Vertrauen sprechen, ersparen. Das zeigt sich am Verhältnis von Eltern und Kindern erst, wenn eine gewisse Stufe erreicht ist, wenn so etwas wie eine erste große Vertrauensprüfung (oder mehrere solcher Prüfungen) bestanden wurde. Ist diese Stufe aber erreicht, nimmt das Vertrauen den Charakter einer zweiten Natur an und muss, in den Worten Fichtes, »im deutlichen Bewußtseyn« nicht mehr auftauchen.⁸ Dass Vertrauen auf diese Weise Komplexität reduzieren kann, wie häufig behauptet wird, verkennet dabei die dem Vertrauen eigene Komplexität, die nicht zuletzt seiner spezifischen Rationalität entspringt. Wer vertraut, denkt vielleicht weniger nach, aber der Verzicht auf Reflexion bündelt in sich nicht all die Gründe, die eine ausführlichere Analyse einer Situation oder einer Person potenziell generieren kann. Anders formuliert: Die Rationalität des Vertrauens bemisst sich nicht an einem explizit durchgeführten, argumentativ strukturierten Beweisverfahren, das mir den anderen als vertrauenswürdig ausweist. Sie bemisst sich eher daran, dass mir berechtigte Zweifel an der Aufrichtigkeit oder Kompetenz des anderen fehlen. Dieses Fehlen wird nicht als Endpunkt eines Beweisverfahrens bewusst konstatiert; es ergibt sich aus einer habitualisierten Urteilskraft, die offen ist für mögliche Gründe und Zeichen berechtigten Misstrauens, und aus einer Praxis, die durch das Gut einer Sensibilität für positive Gründe des Vertrauens und der Vertrauenswürdigkeit strukturiert wird.⁹ Elternschaft kann im gelingenden Fall eine solche Praxis sein. Natürlich hätte die Mutter des Jungen über alle möglichen Gefahren nachdenken können und natürlich verkürzt ihr Vertrauen

8 Johann Gottlieb Fichte, »Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters«, in: ders., *Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. I.8, Stuttgart/Bad Cannstatt 1991, S. 365; siehe auch Italo Testa, »Selbstbewusstsein und zweite Natur«, in: Klaus Vieweg, Wolfgang Welsch (Hg.), *Hegels Phänomenologie des Geistes. Ein kooperativer Kommentar zu einem Schlüsselwerk der Moderne*, Frankfurt/M. 2008, S. 286-307.

9 Siehe Martin Hartmann, »Akzeptierte Verletzbarkeit. Elemente einer normativen Theorie des Vertrauens«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 51:3 (2003), S. 395-412.

den Reflexionsprozess. Aber ihr Vertrauen ist nicht das affektive Äquivalent der Reflexion, die aufgrund ihrer eigenen »Intelligenz« Verhalten rational macht. Gemessen an diesem Standard entbehrte ihr Vertrauen jeglicher vernünftigen Grundlage, und die Tatsache, dass Monster, Geister, Hexen und Außerirdische in ihren Überlegungen keine Rolle spielen, wäre nur erneut ein beredtes Zeugnis ihrer Verantwortungslosigkeit. Sie hat Gründe für ihr Vertrauen, aber ihre Gründe sind eigene Gründe, sind, wenn man so will, Gründe des Vertrauens und nicht Gründe einer sich im Vertrauen verbergenden verknappten Rationalität. Eltern, die zu ihren Kindern kein vertrauensvolles Verhältnis aufbauen, sind schlimmstenfalls schlechte Eltern, sie sind aber nicht irrational.¹⁰

Damit haben wir, mit Hilfe der Kinderbuchgeschichte, schon einige Eigenschaften des Vertrauens in den Blick genommen, die im Verlauf dieser Arbeit zu verhandeln sein werden. Ein weiterer Aspekt sei genannt. Es ist erwähnt worden, dass Vertrauen besonders in den Sozialwissenschaften als eine weiche Kategorie des Handelns gilt, die verschiedene Formen der Kooperation zwischen Subjekten erleichtert oder gar erst ermöglicht. Wer anderen vertraut, etwa im Rahmen eines zivilgesellschaftlichen Zusammenschlusses oder Vereins, setzt nicht auf Ressourcen der Macht oder auf finanziellen Einfluss, um das Verhalten anderer zu bestimmen; er setzt einzig auf die Bereitschaft der anderen, aus freien Stücken zu kooperieren, und zwar in einem kulturellen oder institutionellen Rahmen, der von spezifischer oder allgemeiner Reziprozität getragen wird. An dieser sozialwissenschaftlichen Einsicht, die seit Robert Putnams *Making Democracy Work* die Diskussionen um das so genannte so-

- 10 Ich möchte, wie schon angedeutet, das Vertrauen, aber auch Phänomene wie Emotionen aus dem Griff von Rationalitätstheorien befreien, die affektfreie Rationalitätsmuster zur Grundlage der Beurteilung affektiver Reaktionen machen und Rationalität in Analogie zur Rationalität von Wahrnehmungen begreifen. Wir beurteilen Emotionen und auch Vertrauen viel weniger unter Rationalitäts- oder sogar Wahrheit Gesichtspunkten als unter ethischen Gesichtspunkten. Mit kommt es also weniger auf epistemische denn auf ethische Rationalität an. Ausführlicher dazu: Martin Hartmann, »Das Emotionale Selbst«, in: Barbara Merker (Hg.), *Leben mit Gefühlen. Emotionen, Werte und ihre Kritik*, Paderborn 2009, S. 231-255. Ob es sinnvoll ist, Vertrauen als eine Emotion zu deuten, diskutiere ich weiter unten im Buch (Kap. 6.3). Die hier an verschiedenen Punkten vorgebrachte Kritik an übertriebenen Epistemologisierungen des Vertrauens und seiner Elemente speist sich aus pragmatistischen Grundüberzeugungen.